

Wiesbadener Unterhaltungsblatt.

Gratisbeilage zum
Wiesbadener General-Anzeiger.

Ämtliches Organ der Stadt Wiesbaden.

Nr. 13.

Sonntag, den 4. April 1897.

IV. Jahrgang.

Die schwarze Frau.

Eine wahre Geschichte. Erzählt von Theodor Stie.
(Nachdruck verboten.)

Als ich jüngst auf der Fahrt von Chicago nach New-York aus dem Bette des Schlafwagens troch, bemerkte ich, daß der Zug still stand und der Aufwärter erzählte mir, er hielte bereits seit anderthalb Stunden, während deren ich den Schlaf des Gerechten geschlafen hatte. Wir waren auf einer kleinen Station, und nachdem ich im Restaurationswagen ein gutes Frühstück eingenommen hatte, stieg ich aus, um etwas auf dem Perron umherzuwandeln.

Der Lokomotivführer saß allein auf seiner Maschine und wartete, und da ich für Maschinerien aller Art viel Interesse habe, trat ich heran und ließ mich in ein Gespräch mit ihm ein. Ich bot ihm eine Cigarre an und er forderte mich auf hinaufzukommen auf die Lokomotive. Er war ein netter Mann von etwa 40 Jahren und in lebenswürdigster Weise erklärte er mir den Gebrauch der vielen Ventile und Hebel um mich her. Sie waren alle so blank und glänzend, wie sorgfältiges Poliren sie nur machen kann; denn ein Lokomotivführer ist so stolz auf seine Maschine, wie eine Hausfrau auf die Sauberkeit ihrer Wohnung. Als ich mich auf der Lokomotive umsaß, erregte ein an der Wand hängender Rahmen meine Aufmerksamkeit, der, wie es mir schien, eine gewöhnliche große Moite umschloß.

„Soll das ein Schmuck sein?“ fragte ich.

Der Beamte lächelte. „Weniger ein Schmuck“, sagte er, „als eine Erinnerung. Ich habe die Moite dort aufbewahrt, weil sie mein Leben und das von 250 Passagieren rettete.“

„Wie in aller Welt konnte das kleine Thier Menschenleben retten?“ fragte ich erstaunt.

„Ich will es Ihnen gern erzählen, wenn Sie die Geschichte hören wollen. Ich denke es ist noch Zeit genug bis wir zur Abfahrt bereit sind.“

Ich setzte mich auf den Platz des Heizers und ließ mir folgende seltsame Geschichte erzählen.

„Es ist noch garnicht so lange her,“ begann der Lokomotivführer, „im vergangenen Frühling erst ein Jahr. Ich führte diesen selben Zug und diese selbe Maschine — Nr. 449. Mein Heizer war Jim Meade, derselbe, den ich jetzt noch habe. Sehen Sie, er steht dort drüben am Telegraphenbureau. Er ist ein guter Kerl, aber

furchtbar abergläubisch, glaubt an Geister, Träume, Warnungen und dgl. Ich pflegte früher über seine Phantasierereien zu lachen, aber ich sehe ihn jetzt mit ernstesten Augen an, seitdem wir die schwarze Frau gesehen haben.“

„Die schwarze Frau?“ fragte ich.

„Ja, ja, hören Sie nur weiter. Es war eine schlimme Nacht, als die Geschichte passirte. Ein furchtbarer Sturm und unaufhörlicher Regen strömte vom Himmel herab und peitschte die Außenwände der Maschine.“

„Das wird eine böse Fahrt, Frank“, sagte Jim, als wir gegen Ein Uhr Nachts abfuhren. „Ich wünschte wir wären sicher am Ziel.“

Ich lachte. „Hast wohl wieder böse Ahnungen?“ meinte ich. „Jawohl“, sagte er, „mir ist, als ob sich etwas Schreckliches diese Nacht ereignen müßte. Ich fühle es in meinen Knochen.“

Ich lachte wieder. „Wirst Dir wohl Rheumatismus geholt haben,“ spottete ich.

Wenn ich indessen die Wahrheit gestehen soll, so war mir selbst trotz meines spöttischen Tones gar nicht wohl zu Muth. Ich war noch nicht lange in meiner jetzigen Stellung und es war mir damals immer noch ein etwas beunruhigendes Gefühl Hunderte von Mitmenschen in meiner Hut zu haben. Heute weiß ich nichts mehr davon. In jener Nacht aber war ich nervös erregt und allerlei Möglichkeiten, die den Zug gefährden konnten, schwebten mir vor. Wir sausten indessen mit einer Geschwindigkeit von 50 Meilen (englische natürliche, etwa gleich 75 Kilometer) durch die Nacht und den Sturm dahin. Die Dunkelheit war undurchdringlich, ausgenommen ganz vorne, wo die elektrische Kopflaterne mit ihrem Trichter von Licht die Finsterniß zertheilte.

Auf der ersten Haltestelle überzeugten wir uns, daß Alles an der Maschine in Ordnung war, der Stationsvorstand händigte die Ordre aus, wonach die Strecke bis zur nächsten Station frei war, und weiter ging es.

Die Dunkelheit wurde immer größer, der Sturm heulte immer wüthender und der Regen hatte sich zu jenem nassen Staube entwickelt, der es fast unmöglich macht, selbst in nächster Nähe etwas zu unterscheiden.

Plötzlich aber sah ich vor uns im Sturm und Regen die riesige Gestalt einer Frau, die in einen langen schwarzen Mantel gehüllt war, der im Winde zu flattern schien, während sie mit langen Gespensterarmen winkte. Als ich noch vor Schreck erstarrt dorthin blickte, ver-

schwand die Gestalt wieder mit einem letzten Winken der Hand.

Ich war so gänzlich perplex, daß ich mich gar nicht rühren konnte. Jim hatte sich gerade mit dem Feuer zu schaffen gemacht; als er wieder sah, rief er: „Nanu, Frank, was ist Dir denn? Du siehst ja aus, als ob Du ein Gespenst gesehen hättest.“

Ich antwortete Nichts. Mein Geist war zu voll von der seltsamen Erscheinung, die ich gehabt hatte. Wir waren dicht bei Red Creek, wo die große Eisenbahnbrücke ist. Ich war nervöser als je zuvor. Wir sausten um die Kurve bei der Station Red Creek vorbei, die nur eine Meile von der Brücke entfernt ist. Als ich eben an der großen Dampf-pfeife beschäftigt war, hörte ich plötzlich Jim laut aufschreien. Ich drehte mich um und sah ihn starr, mit großen entsetzten Augen und offenem Munde da sitzen, das wahre Bild des Schreckens. Mit zitternder Hand zeigte er in die Dunkelheit; ich folgte der Richtung seiner Hand und Zittern ergriff mich selbst. Da war wieder, auf dem Hintergrunde des Lichts, das die Kopflaterne ausstrahlte, dieselbe schreckliche Gestalt der Frau, halb bewegungslos, bald sich in einen Herrentanz umherwirbelnd, aber dabei immer uns abwinkend.

„Frank,“ flüsterte Jim starr vor Entsetzen, „geh nicht über die Brücke. Thue es nicht, um des Himmels willen nicht! Nicht eher, als bis Du weißt, daß sie sicher ist.“

Fast ohne zu wissen, was ich that, bremste ich mit aller Kraft. Ich hätte nicht anders gekonnt, ich mußte den Zug zum Stehen bringen. Als wir hielten, konnte man schon vor uns das Brausen des Stromes hören, über den die Brücke führte. Ich verließ die Maschine und stieg auf den Zugführer.

„Was giebt's denn? Was giebt's denn?“ fragte er ungeduldig.

Ich kam mir etwas dumm vor. Von einer riesigen Gespenstererscheinung war nichts mehr zu sehen; höchstens konnte man ein paar Fuß weit die Dunkelheit durchdringen.

„Wir haben etwas gesehen“, sagte ich. „Ich weiß nicht, was es war — es sah wie ein großes, schwarzes Gespenst aus, das uns mit den Armen zuwinkte, nicht weiter zu fahren.“

Der Zugführer sah mich verwundert an. „Bist Du nicht bei Sinnen, Frank?“ sagte er. „Man sollte es ja glauben. Na, da wir so dicht bei der Brücke sind, wollen wir wenigstens einen Blick darauf werfen.“

Wir nahmen unsere Laternen und gingen fort. Jim, der zu Tode erschrocken war, ließen wir auf der Maschine. Aber ich sage Ihnen, wir waren noch keine dreißig Schritt gegangen, als wir entsetzt dastanden. Zu unseren Füßen gähnte ein schwarzer Schlund, in dem der mächtig angeschwollene Fluß brauste und tobte. Die Brücke aber — war verschwunden.

Nur ein paar zersplitterte Balken und zerbrochene Eisenstangen ragten aus dem Brückenkopf hervor, während über der Finsternis, beleuchtet von dem Lichtstrom der Kopflaterne, wieder die schwarze Gestalt der Frau hin- und herlachte. Wie in wilder Raserei schwang sie ihre Arme umher und der Zugführer starrte erst die Erscheinung und dann mich an.

„Habt Ihr das auch gesehen, als Ihr den Zug zum Stehen brachtet?“ fragte er.

„Ja.“

„Nun, so ist es wohl etwas mehr, als Zufall, das uns rettete.“

Nachdenklich gingen wir zu dem Zuge zurück, von seltsamen Gefühlen bewegt, nicht zum Wenigsten den der Dankbarkeit. Verschiedene Passagiere waren inzwischen herbeigeeilt. Unter ihnen war ein junger Mensch aus Chicago, etwa 18 Jahre alt, aber, wie es sich zeigte, klüger, als wir Alle. Als er von der schwarzen Frau hörte, drehte er sich um und blickte nach der Kopflaterne der Lokomotive. Dann trat er auf dieselbe zu; ich folgte ihm und sah einen eigenthümlichen Fleck auf dem Glase.

„Da haben Sie Ihre schwarze Frau!“ sagte er lächelnd.

Und sie war es, ohne Zweifel — dieselbe Motte, die Sie dort in dem Rahmen sehen. Sie saß an der Innenseite des Glases.

Als ich baraufschlug, flog sie auf.

Das ist die ganze Geschichte, Sir. Dadurch, daß die Motte hinter dem Glase gerade vor dem Lichte hin- und hergestattert war, hatte sie einen großen schwarzen Schatten erzeugt, der einer Frau in langem Gewande glich; und wenn sie in dem vergeblichen Bemühen, durch das Glas hinauszufiegen, mit ihren Schwingen geschlagen hatte, hatte es so ausgesehen, als ob der mysteriöse Schatten mit seinen Armen in der Luft umherfuhr. War die Motte dann aus dem direkten Lichtschein hinausgeflogen, so war die Gestalt natürlich verschwunden.

Wie das Thier eigentlich in die Laterne hineingekommen ist, das konnten wir nicht feststellen. Jedenfalls hat es unser Leben gerettet, indem es uns jene schwarze Frau vorzauberte.

Sie sehen nun, weshalb ich die Motte in dem Rahmen aufbewahre. Es ist zur Erinnerung an unsere seltsame Rettung in jener Nacht. Viele mögen es einen Zufall nennen; ich betrachte es als ein Werk der Vorsehung.“



Eine gute Arznei.

(Nachdruck verboten.)

Motto:

Liebe nur kann Dich erheben,
Aus dem Staub, der Dich umwallt;
Liebe nur verleiht dem Leben
Heilig göttliche Gestalt.
Frei ist nur, wen sie bezwungen,
Glücklich nur, wen sie beglückt,
Mächtig nur, wen sie durchdrungen
Und nur schön, wen sie geschmückt.

Sturm.

Ein reicher Holländer hatte eine einzige Tochter, die er über alles schätzte und mit Unverstand liebte. Was sie an Kleidung, Schmuck und anderen Genüssen wünschte, das hatte sie auch. Konnte es Europa nicht bieten, so mußte Indien helfen. Ihre Zimmer waren aufs sauberste und reichste geschmückt, dazu mit Blumen und Pflanzen ausgestattet, wie man sie in manchem fürstlichen Gemächshause umsonst suchen möchte. Aber unter diesen Blumen saß das einzige Kind als eine welkende Blume. An die Luft war sie längst nicht mehr gegangen, weil sie meinte, jeder Luftzug schade ihrer Gesundheit. Höchstens fuhr sie im Mittagssonnenheine eine halbe Stunde im ver-

Unsere geehrten Leserinnen werden höchlichst ersucht, den Wiesbadener General-Anzeiger, amtliches Organ der Stadt Wiesbaden, in ihre Freundes- und Bekanntenkreise zum Abonnement zu empfehlen. Wir werden uns durch sorgfältige Auswahl spannender Romane und abwechslungsreicher Unterhaltungsliteratur dafür dankbar zu erweisen suchen. Bei Bestellungen und Einfäufen von Waren wolle man sich gültig ebenfalls auf die betr. Anzeigen des „Wiesbadener General-Anzeigers“ beziehen und dadurch in wohlwollender Weise zur Förderung unseres Blattes beitragen.

Bitte zu lesen!

schlossenen Wagen aus. Aber ihr Muth war gebrochen, alle Tage hatte sie neue Klagen, und ihr Siechthum nahm immer neue Gestalten an. Eine Laune jagte die andere; was sie heute gewünscht, worauf sie heute ihre Freude und Hoffnung gesetzt hatte, das war ihr morgen zur Last. Sie dachte an den Tod, redete auch von ihm und doch graute ihr vor ihm. Alle Aerzte hatten ihre Kunst an ihr versucht. Der Vater hätte seine Tochter mit Gold aufgewogen und die Summe als Honorar bezahlt, wenn einer sein Kind hätte heilen können. Doch war alles umsonst gewesen, sie welkte und wankte dem Tode entgegen.

Nun lebte in der Stadt auch ein Arzt, der seine Praxis besonders unter den Armen hatte, und dieser mit der unverbrochensten Treue nachging. Die reichen Leute sahen den Mann über die Schulter an, ja sie redeten verächtlich und bitter von ihm, weil er trübes Sündenleben mit scharfen Worten gestraft hatte. Doch ging immer wieder das Gerücht durch die Stadt, er führte Kuren aus die an das Wunderbare grenzten; er heile, wo kein anderer Arzt mehr heilen könne. Doch soll er auch sonderbare Mittel dabei anwenden, und ziemlich kurz und befehlshaberisch zu Werke gehen. Als dem betrübten Vater sein Name wie ein letzter Nothanker genannt wurde, schüttelte er zuerst den Kopf, doch wozu versteht man sich nicht um ein einziges Kind? Unser Holländer ließ den wunderlichen Doktor rufen. Dieser kam, sah und hörte. Der Vater erzählte ihm die lange Krankheitsgeschichte des Kindes, legte ihm ein großes Packet von Rezepten vor und führte ihn endlich zu der Kranken.

Der Arzt fragte, und forschte und erhielt matte und halbe Antworten. Dann ließ er die Kranke eiliche Male durch das Zimmer gehen und sie sank dann müde in einen Ruhesessel. Endlich fragte ihn der Vater mit klopfendem Herzen: „Doktor, ist Hilfe möglich?“ — „Ich hoffe es zu Gott,“ antwortete der Arzt, „aber Sie müssen mir pünktlich gehorchen.“ — Was für eine Kur wollen Sie beginnen?“ — „Sie besorgen heute ein schlichtes, solides Kleid, wie es Bürgersdöchter zu tragen pflegen, und eben solchen Hut für ihre Tochter, ich will mit ihr ausgehen,“ antwortete der Arzt. Der Vater schlug die Hände über den Kopf zusammen und rief: „Mit ihr ausgehen? Sie ist ja seit Jahr und Tag nicht mehr an die Luft gekommen!“ — Der Arzt zuckte die Schultern mit den Worten: „Wollen Sie nicht gehorchen, so kann ich nicht helfen! Morgen um 10 Uhr bin ich wieder hier, aber zum letzten Male, wenn Sie meinen Anordnungen nicht nachkommen wollen.“ Und damit ging er. Die bestimmte Art des Mannes übte eine Macht auf den Vater aus: an anderer Hilfe war er längst verzweifelt und er entschloß sich endlich nach langem Bedenken, dem Willen des Arztes nachzugeben.

Das Verlangte ward besorgt; das neue und ungewohnte wirkte belebend auf die Tochter, sie saß zur bestimmten Stunde schlicht bürgerlich gekleidet da. Der Arzt ergriff ihren Arm, ging mit ihr zu Hause hinaus, und der Vater schaute ihnen verwundert und sorgenvoll aus dem Fenster nach. Draußen sagte ihr der Doktor: „Wir gehen heute nicht weit.“ In der nächsten Straße bog er in ein Haus ein; durch das Vorderhaus ging er in den Hof und dort stiegen sie im Halbbunkel zwei Treppen hinauf. Sie traten ein in das Wohnzimmer einer Familie, in welcher Armuth und Krankheit seit langer Zeit heimisch waren. Die Mutter, eine Wittve, lag hart darnieder; die Kinder mit ihren siechen Angesichtern

standen um sie herum und die Armuth stand mit nur zu leserlichen Zeilen im ganzen Zimmer geschrieben.

Der Doktor verordnete, tröstete und gab aus eigenen Mitteln. Seine Begleiterin, welche verglichen in ihrem Leben nicht gesehen hatte, that ihre Augen weit auf und das Herz ging ihr hoch auf. Indem sie den Arm ihres Führers ergriff, sah sie ihm frisch in die Augen und sprach: „Aber Doktor, hier muß doch mein Vater helfen.“ Und dabei lief ihr ein Zug von Noth und Leben über das Angesicht, wie es lange nicht dagewesen war. Und der Arzt antwortete:

„Ja, bitten Sie ihn nur recht darum.“ Damit stiegen sie die Treppe wieder hinunter, und der Arzt sagte: „Nun gehen wir noch einen Weg.“ Und sie antwortete: „Ja, ich gehe mit.“ Da war wieder Noth in anderer Gestalt und sie klopfte wieder an ihr Herz an. Dann brachte der Arzt seine Patientin nach Hause. Auf die Frage des bangen Vaters, wie weit sie gegangen, und wie es ihr ergangen sei, gab sie kaum Antwort. Sie begann gleich: „Vater, ich habe große Noth gesehen, und Du mußt helfen!“

Nun ging's an's Erzählen. Als der Vater diese Lebenszeichen an seinem Kinde sah, griff er herzlich in die Tasche. Der Doctor hatte wieder bestimmte Verordnungen. Er sagte der Kranken: Alles, was die armen Kranken haben sollen, müssen sie selbst überbringen. Die Magd kann's tragen, aber Sie gehen mit. Sie dürfen kein Geld geben, sondern Kleider und Lebensmittel. Sie dürfen die Familie nie eine Woche im Voraus versorgen und jedes Mal, wenn Sie hinkommen, lesen Sie den Kranken einen Psalm vor, den Sie vorher mit Bedacht ausgewählt haben.“

Die Patientin erfüllte diese Vorschriften mit eiserner Strenge. Ihr Herz kam in Bewegung, sie hatte wieder an etwas Interesse, sie lernte lieben, beten und sich freuen. Die Scheu vor Wind und Lust und Wetter war bald gebrochen. Sie ging ihre Wege und der Doktor führte sie auch auf andere — bei allem Wetter. Ihr Bürgerkleid war ihr der Rock des Genesens. Ärztliche Hilfe im eigentlichen Sinne des Wortes schlug dann auch an.

So ward die Kranke erst eine Krankenpflegerin, dann eine gesunde und dann eine fromme, tüchtige Hausfrau, die ihr Leben lang mit Freunden die engen Treppen in den Höfen hinaufstieg und die Zimmer der Armen besuchte. Sie pflegte zu sagen: „Da bin ich genesen, da will ich auch bis an mein Ende die Dankopfer tragen!“

Was wäre aus ihr geworden ohne diese Kur? — Die dienende Liebe hat sie gesund gemacht? O, des guten, wohlthätigen Heilmittels. Wer könnte und wollte es auch noch brauchen?



Mode und Modethorheit.

Es ist so vergeblich, Nachforschungen darüber anzustellen, wer die Mode macht, wie es werthlos ist, zu erörtern ob das Ei älter ist, oder die Henne. Gewiß, es giebt Zeichner und Erfinder für die Mode, in deren Köpfen mancherlei von dem entspringt, was Mode ist, wird oder werden möchte. Dann sind die Schneider

der Weltstädte da, die ihren einzelnen Kundinnen zu Liebe dies und jenes erfinden. Hat eine einen unschönen Hals, so macht ihr ihr Schneider einen hohen Stehtragen. Man findet, daß die Dame der großen Gesellschaft, für welche die Erfindung gemacht wurde, in dem hohen Stehtragen viel besser aussieht, als in den Kleidern, die sie früher trug. Sofort kommen andere Damen, auch solche mit kurzen Halsen, auf den Einfall, ebenso hohe Stehtragen zu tragen. So ist denn die „Mode“, sich den Hals zu verbinden, geschaffen.

Nicht allemal entsteht indessen die Mode auf diese Art. Vielleicht hat ein Konfektionär einen besonders großen Vorrath von irgend einer Mantel-, Kleider- oder Jackenform arbeiten lassen. Um nun keinen Schaden zu erleiden, stellt er den Wiederverkäufern ungewöhnlich günstige Bedingungen. Diese geben sich infolge dessen alle erdenkliche Mühe, ihrer Kundschaft gerade diese Form als höchst modern anzupreisen. Aus dem Schatz ihrer Phantasie fügen sie dann noch alle möglichen wirklichen oder erfundenen Vorzüge hinzu, und so wird gerade diese Form, vielleicht gar keine besonders schöne, außerordentlich stark verbreitet. Es kommen aber auch Fälle vor, wo sich das Publikum in derartige Anordnungen nicht fügt, weil ihm ein gewisser Schatz an Erfahrungen zur Seite steht, welcher sich dem Gelingen der geschäftlichen Spekulation entgegenstellt.

So war man z. B. im laufenden Frühjahr überrascht, zu bemerken, daß der aufgespeicherte Vorrath an schwarzen Frühjahrsjacken den Bedarf kaum decken konnte. Sparame Frauen werden sich darüber nicht wundern, denn sie wissen seit langem, daß es für den Frühling und Sommer kaum ein nützlicheres Kleidungsstück geben kann, als eine einfache, schwarze Jacke, die zu jedem Anzuge paßt. Bei hellen und farbigen Jacken und Umhängen ist das keineswegs der Fall. Der Erfahrung steht aber der Drang zur Abwechslung gegenüber, und so konnte es kommen, daß mehrere Jahre lang die nützlichen, schwarzen Jacken etwas in den Hintergrund gedrängt wurden.

Es fehlt selbstverständlich nicht an Menschen, die immer noch meinen, es müßte möglich sein, alle diese Schwankungen zwischen Individualität, Spekulation und Nützlichkeit in der Weise zu regeln, daß sie überhaupt nicht mehr stattfinden. Erst die Nationalökonomien haben uns darüber belehrt, daß der Untergang der Mode ein industrielles und darum auch ein nationales Unglück bedeuten würde. Ganz anders liegt die Sache der Modetheorien. Man braucht leider gar nicht zu fürchten, daß sie aufhören werden, denn sie entstehen aus Mangel an Nachdenken, und daran werden wir wohl nie Ueberfluß haben. Die Modetheorien werden erst aufhören, wenn alle Frauen so klug sind, zu wissen, daß eines sich nicht für alle eignet, sie werden aufhören, wenn die Frauen nicht mehr jeden beliebigen Schnitt tragen, weil er Mode ist, und wenn sich die weniger Bemittelten entschließen, bei jedem neuen Einkauf zu bedenken, wie sich der neue Gegenstand mit den bereits vorhandenen verträgt. Gegenwärtig sind wir von einer derartigen Ueberwindung der Modetheorien noch sehr weit entfernt. Durch ihre Bekämpfung wird man mehr erreichen, als durch Kleiderreformvereine.



Für Haus und Herd.

— **Die Suppenfrage.** Unsere Hausfrauen halten mit einer gewissen allzu großen Fähigkeit an der Gewohnheit fest, Rindfleisch weit häufiger abgekocht als gebraten auf den Tisch zu bringen, obwohl es eine längst bekannte Thatsache ist, daß gebratenes Fleisch, weil nahrhafter, vortheilhafter für den Haushalt und weit leichter verdaulich, zuträglicher für den Magen ist, als gekochtes. Nebenbei braucht man auch nicht eben Feinschmecker zu sein, um ersteres dem letzteren vorzuziehen, und so ist jenes konservative Festhalten am Hergebrachten wohl einzig auf den Wunsch zurückzuführen, die tägliche Fleischsuppe nicht vom Mittagstische verschwinden zu sehen. Gerade in dieser Beziehung nun können wir vom Auslande lernen: in der französischen Küche z. B. wird die Fleischsuppe fast allgemein so hergestellt, daß man klein geschlagene, frische Knochen mit den üblichen Suppenkräutern eine Stunde im Wasser kochen läßt und dann dem erforderlichen Salz ein angemessenes Quantum Fleischextrakt hinzugeibt. Die so gewonnene Fleischbrühe enthält alle Bestandtheile der auf dem gewöhnlichen Wege zubereiteten, und sie ist auch im Geschmack nicht von dieser zu unterscheiden. Die Herstellung bietet neben ihrer Billigkeit noch den Vortheil, daß sie selbst bescheidenen Haushaltungen die Möglichkeit gewährt, häufiger einen Rinderbraten auf den Tisch zu bringen.

Löwenzahnsalat. Dieses Unkraut unserer Wiesen bietet in seinen jungen, gebleichten Frühljahrsprossen einen noch beliebteren Salat als die Cichorie. Man kann, wie dies die Franzosen thun, diese Sprossen auf den Wiesen sammeln, sie lassen sich jedoch immer schöner und voller durch Cultur im Garten gewinnen und haben hier auch einen feineren Geschmack. Ganz wie bei der Cichorie säen wir den Samen in Reihen, verziehen die Pflanzen auf 15 Centimeter gegenseitigen Abstand und behandeln die im Herbst ausgenommenen Wurzeln ganz wie diejenigen der Cichorie.

Räthselecke.

1. Vorseh-Aufgabe.

Ural, Dem, Natra, Tisch, Pand, Neus, Fiehd.

Vor jedes der obigen Wörter sind zwei Buchstaben zu setzen, so daß sieben neue Wörter entstehen, und, wenn dieselben untereinander gestellt werden, deren erste senkrechte Reihe ein Musik-Instrument, die zweite einen schlesischen Schlachtort nennt.

2. Figuren-Räthsel.

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die Reihen einen israelitischen Namen und eine Spielartenfarbe nennen. Wird nun aber das Fragezeichen durch einen gewissen Buchstaben ersetzt, so nennen sie einen berühmten Sänger und eine Stadt in Egypten.

3. Wer erräth's?

Stets hat die Welt die Silben beide,
Denn kommt sie nimmer aus dem Leide,
Hat täglich ihre Last und Plage
Und intonirt das Lied der Klage:
„Wann wird doch endlich auf der Erden,
Wo! Friede werden?“
Doch kenne ich der Menschentinder einen,
Den jene beiden gleichfalls meinen.
Ein Meister ist es, der mit neuen Tungen
Das frohe Loblied hat gesungen:
„Du Herr allein — du bringst den Frieden
Zu uns hienieden.“

Auflösungen der Räthsel aus No. 12.

- Schieberäthsel:** Kirche, Gastein, Milan, Saat, Ketter, Noen, Wafa, Weimar, Käufer, Schnee, Berlin, Löwe, Meer. „Kaiser Wilhelm — Centenarfeier“.
- Kreuz-Arithmogryph:** E, Aß, Kemme, Esmarck, Ceres, Aß, h. Esmarck.
- Wer erräth's:** Zeitgeist.

Richtige Räthsel-Auflösungen sandten ein: Ernst Krieger, Anna Dörr, G. Reininger, Otto Nagel, treue Abonnentin in der Wallrathstraße, die schlaue Marie, sämmtlich hier, Unterofficierschüler R. in Viebrich, Abonnent aus dem blauen Vändchen, G. O. in Rüdesheim und Albert Diefenbach in Langenschwalbach.